

Nr. 204

**Fritz Stern
Reden und Ansprachen
zur Verleihung der
Ehrendoktorwürde**

2013

Inhalt

Vorwort	5
Andrea Strübind Begrüßung	9
Gunilla Budde Grußwort	15
Jürgen Kocka Laudatio	21
Fritz Stern Danke­rede	29
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Fritz Stern Lebenslauf/Auszeichnungen	35



Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Fritz Stern

Mit freundlicher Genehmigung der DFG, Foto: Querbach

VORWORT

Es ist eine gute Tradition, die Ansprachen und Reden anlässlich der Verleihung von Ehrenpromotionen an unserer Universität in den Oldenburger Universitätsreden zu dokumentieren. Die Verleihung der Ehrendoktorwürde der Fakultät „Human- und Gesellschaftswissenschaften“ an den deutsch-amerikanischen Historiker Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Fritz Stern am 17. Oktober war in mehrfacher Hinsicht eine besondere:

Aus gesundheitlichen Gründen konnte Fritz Stern die Ehrung nicht persönlich in Oldenburg entgegennehmen. Nach der Begrüßung durch die Dekanin, dem Grußwort des Präsidiums, der Laudatio und der (vertretungsweisen) Urkundenüberreichung an den Laudator wurde der Dank Fritz Sterns in einer Videoaufzeichnung präsentiert: Seine Ausführungen zu dem Namensgeber unserer Universität waren für die bei der Feier Anwesenden tief bewegend. Fritz Stern erinnerte sich darin sehr genau daran, wie er als Kind die Leidensgeschichte von Carl von Ossietzky wahrgenommen und auch registriert hat, dass seine Eltern Ossietzky's Schriften und „Die Weltbühne“ 1933 aus Vorsicht in der zweiten Reihe des Bücherschranks versteckten.

Die Universität Oldenburg kann sich glücklich schätzen, mit Fritz Stern ein neues Mitglied gewonnen zu haben, dessen Werk und Wirken über die Wissenschaft hinaus international anerkannt und verbreitet ist sowie vielfach ausgezeichnet wurde: Er erhielt 1999 für seine Verdienste um die deutsch-jüdische Aussöhnung den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 2004 die Leo-Baeck-Medaille.

Wie bei früheren Universitätsreden werden die Begrüßung der Dekanin, das Grußwort des Präsidiums und die Laudatio zusammen mit der Rede des neuen Dr. h. c. veröffentlicht – im Falle der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Fritz Stern ergänzen sich alle Beiträge in idealer Weise.

In ihrer Begrüßung weist die Dekanin der Fakultät, Prof. Dr. Andrea Strübind, darauf hin, dass man sich in Oldenburg lange

Zeit von akademischen Ritualen und Feiern distanziert habe, doch die Vergabe des Ehrentitels an Fritz Stern „freudig und einmütig“ von der Fakultät begrüßt worden sei. Mit ihr seien eine Reihe von Selbstverpflichtungen der Universität verbunden, so insbesondere in der Tradition des Namensgebers unserer Universität für die Menschenrechte und für Frieden sowie couragiert für eine demokratische Gesellschaft zu wirken.

Die Vizepräsidentin für Lehre und Studium und Historikerin, Prof. Dr. Gunilla Budde, nutzt ihr Grußwort, die von Fritz Stern in vielfacher Weise gelebte politische und soziale Verantwortung zu betonen. Sie verweist auf die doppelte Verwandtschaft Sterns mit der Universität Oldenburg, zum Einen bezogen auf die engagiert gelebten Werte des „gelehrten, politisch-moralischen Denker[s] und Friedensstifter[s] Fritz Stern“ (Wolfgang Frühwald), zum Anderen hinsichtlich des Profils seiner Forschungen. Die wissenschaftliche Beschäftigung und Editionsarbeiten bezogen sich in Oldenburg zunächst auf den Namensgeber Carl von Ossietzky, mit Kurt Tucholsky, Theodor W. Adorno, Jürgen Habermas, Hannah Arendt und Karl Jaspers inzwischen auf weitere bedeutende Persönlichkeiten in der Ideengeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Universität hoffe, hier das Profil der Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften weiter auszubauen.

In seiner Laudatio zeichnet Prof. Dr. h. c. mult. Jürgen Kocka, Sozialhistoriker und Vizepräsident der Berlin-Brandenburgischen Akademie, ein lebendiges Bild vom Leben und Werk sowie vom intellektuellen Wirken seines Freundes und Kollegen Fritz Stern. Er stellt fest: „Stern hat die öffentliche Verantwortung der Intellektuellen nicht nur angemahnt, sondern er nahm und nimmt sie auch tatkräftig war.“ Dass dies in der Tat so ist, konnte wenige Tage nach der Verleihung der Ehrendoktorwürde unserer Universität erfahren werden: Fritz Stern wurde mit dem erstmals vergebenen Volkmar-und-Margret-Sanders-Preis als „Pionier des transatlantischen Ideenverkehrs“ geehrt und machte Schlagzeilen, indem er am Ende seiner Dankesrede den Lauschangriff auf das Telefon von Angela Merkel einen „ungesetzlichen, törichten, kriminellen Akt“ (FAZ vom 28.10.2013, S. 29) nannte.

Er bleibt sich treu, auch in seiner Dankesrede an die Oldenburger Universität: „Ich wünsche der Carl von Ossietzky Universität

in Oldenburg den Geist und die Kraft, das schon Erreichte zu bewahren und in Selbstbestimmung und Freiheit weiterhin soziale Gerechtigkeit zu verteidigen und zu erweitern. Deutsche Vergangenheit lehrt uns die Kosten des Versagens.“

Oldenburg, im Oktober 2013

Hans-Joachim Wätjen

ANDREA STRÜBIND*Begrüßung*

Sehr verehrter Herr Stern,
sehr geehrte Frau Vizepräsidentinnen Al-Shamery und Budde,
sehr geehrter Herr Kocka,
verehrte Kollegen und Kolleginnen – aktuelle wie ehemalige,
liebe Studierende,
liebe Gäste,

als Dekanin der Fakultät IV ist es mir eine große Ehre und Freude, Sie zu dieser besonderen Feierstunde begrüßen zu dürfen. Ich danke Ihnen, dass Sie sich nicht davon abhielten ließen, an der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Fritz Stern teilzunehmen, obwohl der zu Ehrende aus gesundheitlichen Gründen bedauerlicherweise nicht anwesend sein kann. Gleich zu Beginn möchte ich sagen, dass wir den gesamten Festakt aufzeichnen und Herrn Stern auf elektronischem Wege zugänglich machen werden.

Die Bedeutung Fritz Sterns als Historiker, Mitbegründer einer modernen politischen Ideengeschichte, Schriftsteller und kritischem Deuter der Zeit wird uns durch die nachfolgenden Redner und Rednerinnen gewiss noch facettenreich vor Augen geführt. Unsere ganze Fakultät hat sich jedenfalls ohne Zögern und begeistert den Vorschlag und das Votum der Ehrenkommission zu eigen gemacht, Sie, lieber Herr Stern, ehrenhalber zu promovieren. Ich freue mich besonders, dass Sie, Herr Kollege Kocka, als Freund und kollegialer Weggefährte gerne die Aufgabe übernommen haben, die Laudatio für den zu Ehrenden zu halten. Herzlichen Dank dafür!

Die Fakultät IV für Human- und Gesellschaftswissenschaften ist eine noch junge Fakultät an der ebenfalls noch „jungen“ Carl von

Ossietyky Universität, die unmittelbar vor ihrem 40. Jubiläumsjahr steht. Es gibt die Fakultät IV erst seit dem Jahr 2003 und ab 2008 sind die vier Institute für Evangelische Theologie, Geschichte, Philosophie und Sportwissenschaft durch Forschung und Lehre in exakt dieser Zusammensetzung verbunden.

Etwa 3.500 Studierende haben sich für diese Fächer der vorrangig geisteswissenschaftlichen Disziplinen entschieden. Zahlreiche Bachelor- und Masterstudiengänge für alle Lehrämter an den Schulen, profilierte Fach-Master und das Zertifikatsprogramm Interkulturelle Jüdische Studien in Kooperation mit dem Lehrhaus der jüdischen Gemeinde in Oldenburg finden so eine große Resonanz und Nachfrage. In der Forschung ist es in den vergangenen Jahren gelungen, sich innerhalb unserer Fakultät interdisziplinär zu vernetzen, wie besonders das von der DFG geförderte Graduiertenkolleg „Selbst-Bildungen. Praktiken der Subjektivierung“ zeigt, an dem Kollegen und Kolleginnen aus allen Instituten der Fakultät beteiligt sind und durch das der wissenschaftliche Nachwuchs erfolgreich gefördert wird. Ein Schwerpunktthema auf allen Ebenen war in den letzten Jahren zudem die Internationalisierung unserer Studienangebote, der Fachkulturen und der Forschungsperspektiven.

Die „junge“ Fakultät IV sah sich trotz dieser innovativen Leistungen in Forschung und Lehre auch schon vor dem Jubiläumsjahr dazu verpflichtet, immer wieder an den Geist und den Entstehungszusammenhang der Gründung der damaligen Reform-Universität in Oldenburg zu erinnern. Der Reformcharakter zeigte sich im Aufbau einer demokratischen, paritätisch besetzten Gruppenuniversität. Ich zitiere aus einer Borschüre des Gründungsausschusses: „[...] die sachliche, wirklichkeitsbezogene Entscheidung demokratisch gewählter Fachgremien soll das Geschehen in Forschung und Lehre bestimmen.“¹ Die Uni Oldenburg sollte eine für alle – auch für Studierende ohne Abitur – offen stehende Hochschule werden. Ganz in diesem Sinne wurden auch die Studiengänge bei der Gründung auf ihren Bezug zu gesellschaftlichen Praxisfeldern hin befragt. „Der künftige Wissenschaftler und Lehrer muss um die sozialen Grundlagen und

1 Reformuniversität. Ein Modell wird zur Alternative, S. 3 (nicht paginiert).

um die gesellschaftlichen Zusammenhänge wissen, auf die seine Arbeit Einfluss hat.“² Das Konzept forschenden Lernens sollte die Studienkultur sowie die hochschuldidaktische Praxis prägen.

Zum Profil einer Reformuniversität gehörte es aber auch, traditionelle akademische Konventionen, Symbole und Riten kritisch zu betrachten oder abzuschaffen. Im Kampf für die Demokratisierung der universitären Bildung und ihrer internen Entscheidungsprozesse schwanden Insignien, Feierlichkeiten und Ordinarienprivilegien dahin. Über diesen bewussten Bruch mit der Tradition war 1998 in der FAZ zu lesen: „Von der EDV erstellte Magisterzeugnisse werden den Absolventen per Post zugestellt, der Talar gehört einem vergangenen Jahrtausend an, und der einzige streng befolgte Ritus ist die Kaffeepause.“³

Das vormals prächtige akademische Fest- und Feierwesen war nie die Sache der Reformuniversität in Oldenburg, auch wenn in den 90er Jahren vor allem an den Universitäten in den östlichen Bundesländern eine erstaunliche „Wende“ zu beobachten war. Dort erlebten festliche Investituren, Talare und Amtsketten bis hin zu studentischen Fackelumzügen für Hochschullehrende eine medienwirksame Renaissance. Der konsequente Abschied von dieser akademischen Symbolwelt entsprach jedoch mehr dem Selbstverständnis der Oldenburger Reformuniversität.

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen, weshalb an der traditionellen Institution der Verleihung der Ehrendoktorwürde festgehalten wurde. Und damit stellt sich zugleich die Frage, weshalb die Fakultät IV so freudig und einmütig die Auszeichnung von Fritz Stern begrüßte, die wir heute feierlich begehen. Die Verleihung einer Ehrendoktorwürde macht in erster Linie die wissenschaftliche Leistungen des zu Ehrenden und ihre gesellschaftliche Wirkung sichtbar. Sie würdigt in unserem Fall die herausragenden Beiträge des Wissenschaftlers Fritz Stern im Bereich der modernen Ideengeschichte, als einem kulturellen Mittler und als bedeutendem amerikanischen Deutschland- und

2 Ebd., 4.

3 Richard Kämmerlings, Im Säurebad des Diskurses, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 16.12.1998, S. 37.

Europahistoriker. Davon wird gleich aus berufenem Munde noch ausführlich die Rede sein.

Aber es geht für unsere Fakultät und auch für unsere Universität heute um weitaus mehr, und darin steckt auch ein gutes Maß an akademischem Egoismus. Wenn wir heute Fritz Stern ehren, dann nehmen wir zugleich an einem universitären Erlebnis, an einer kollektiven Darstellungsform Teil, die die akademische Gemeinschaft für alle Anwesenden erfahrbar macht. Hans Georg Soeffner sprach davon, dass eine Gemeinschaft durch solche Rituale in den Prozess einer „Selbstcharismatisierung“ eintrete.⁴ Und das ist schon eine bemerkenswert eigennützige Perspektive! Wir ehren einen herausragenden Wissenschaftler und haben dadurch Teil an seinem Charisma. So fällt auch ein wenig Glanz auf unsere „junge“ Fakultät. Aber bei dieser doch recht oberflächlichen Deutung möchte ich nicht stehen bleiben. Es geht nicht darum, dass wir uns mit unseren Ehrendoktorinnen und Ehrendoktoren schmücken wollen, zu denen die Pädagogin und Soziologin Miriam Gillis-Carlebach aus Israel, der US-Amerikanische Historiker Peter Gay, der Soziologe und Bildungspolitiker Ludwig von Friedeburg und der ehemalige Bildungsminister in Afghanistan Sharif Fayeze gehören.

Die Verleihung der Ehrendoktorwürde dient uns vielmehr zur Selbstvergewisserung und im Wortsinn auch zur Profilierung. Wir gewinnen Profil, denn wir dürfen ab heute Fritz Stern zu den Unseren rechnen – mit seinem weiten Horizont in der historischen Forschung, seinem weltbürgerlichem Engagement, aber auch mit seiner Biografie, die die Kulturräume Deutschlands und der Vereinigten Staaten in einzigartiger Weise umgreift und in Beziehung zueinander setzt! Er wird heute einer von uns – ein Mitglied unserer Fakultät. Seine Haltung und sein verantwortliches gesellschaftliches Handeln sind uns dabei zugleich Auftrag und Verpflichtung. Die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Fritz Stern impliziert m. E. folgende Selbstverpflichtungen für uns:

4 Vgl. Hans Georg Soeffner, Rituale des Antiritualismus, 531.

- Die Bewahrung und Weitergabe der besten Traditionen des Namensgebers unserer Universität Oldenburg, Carl von Ossietzky
 - sein Einsatz für die Menschenrechte und den Frieden, seine Zivilcourage als Pazifist und Vorkämpfer einer demokratischen Gesellschaft
- Unser Bemühen um die Persönlichkeitsentwicklung der Studierenden hinsichtlich ihres kritisch-analytischen Denk- und differenzierten Urteilsvermögens sowie die Ausbildung ihrer Mediationskompetenz bei milieu- und geschlechtsspezifischen, bei religiösen und ethnischen Konflikten
- Die Beachtung der gesellschaftskritischen Funktion und Aufgabe der Wissenschaft
- Unser Bekenntnis zum Konzept einer theorie- und forschungsorientierten Lehre auf allen Ebenen
- Unseren Einsatz für eine Erinnerungskultur in Anerkennung der bleibenden Verantwortung, die aus den Diktaturen in Deutschland und ihrer verheerenden Folgen, insbesondere der Schoah erwächst.

Zu diesen Selbstverpflichtungen gibt uns die Verleihung der Ehrendoktorwürde an Fritz Stern einen willkommenen Anlass. Sein Leben und sein Werk spornen uns an und ermutigen uns. Ich begrüße Sie alle noch einmal recht herzlich. Ein ganz besonderer Gruß gilt der Musikerin, die uns durch den heutigen Nachmittag begleitet: Carin Levine, hoch geehrte und ausgezeichnete Flötistin, die wie unser Ehrendoktor Fritz Stern aus den USA stammt, aber jetzt zwischen ihren vielen internationalen Engagements nicht weit von hier, in Syke lebt.

Wir freuen uns jetzt auf das Grußwort der Vizepräsidentin für Studium und Lehre, Gunilla Budde, die zu den Initiatoren dieser Verleihung gehört.

GUNILLA BUDDÉ*Grußwort*

Sehr geehrte Frau Dekanin, liebe Andrea
Sehr geehrter Herr Festredner Prof. Kocka, lieber Jürgen,
liebe Kolleginnen und Kollegen,
sehr geehrte Damen und Herren –
und natürlich der Gruß in die Ferne:
Sehr verehrter, lieber Fritz Stern,

im Namen des Präsidiums der Carl von Ossietzky Universität hei-
ße ich sie ganz herzlich willkommen zur Feier der Ehrendoktor-
würde für den Historiker und Publizisten Fritz Stern. Eine Feier,
ich hoffe Sie verzeihen mir das naheliegende Wortspiel, die eine
wirkliche Stern-Stunde in der noch jungen Geschichte unserer
Universität bedeutet: Wir ehren Sie heute, lieber Fritz Stern, mit
der Würde eines Dr. phil. h. c.. Doch Sie erweisen uns eine eben-
so große Ehre, indem sie diese Auszeichnung mit einer solchen
Dankbarkeit und Begeisterung angenommen haben. Wir sind
stolz, Sie mit dem heutigen Tage in dem kleinen, dem erlauchten
Kreis unserer Ehrendoktoren begrüßen zu dürfen!

Natürlich bedauern wir alle sehr, dass Ihre Gesundheit es nicht
zuließ, die lange und beschwerliche Reise nach Oldenburg anzu-
treten. Umso mehr hoffen wir auf baldige Genesung und einen
späteren Besuch!

Es gibt unzählige gute Gründe, Fritz Stern mit der Ehrendoktor-
würde der Carl von Ossietzky Universität zu bedenken.

Der wichtigste Grund zuerst: Fritz Stern hat sie aufgrund seiner
großartigen wissenschaftlichen Leistungen und seiner beein-
druckenden Persönlichkeit hoch verdient! Und auch: längst
verdient! In seiner unnachahmlichen Art bringt dies auch Hans-
Ulrich Wehler in seiner Würdigung auf den Punkt. Er begrüßt

ausdrücklich, dass mit der „jungen Reformuniversität Oldenburg endlich [auch] eine westdeutsche Hochschule Fritz Stern mit diesem Titel ehrt.“ (Gutachten H.-U. Wehler im Rahmen der Ehrenpromotionskommission)

Warum ist gerade die Carl von Ossietzky Universität eine späte Vorreiterin? Fritz Stern selbst hat einen entscheidenden Grund genannt. Besonders, so schrieb er, freue er sich, dass eine Universität, die den Namen Carl von Ossietzky trägt, ihm diesen Titel verleihen möchte. Im gleichen Tenor argumentierte der Germanist Wolfgang Frühwald, indem er sein Gutachten mit dem Satz schloss:

„Mir scheint, dass es einer Universität, die den Namen des von den Nationalsozialisten verfolgten und geschundenen, gesinnungsstarken Publizisten Carl von Ossietzky trägt, gut ansteht, den gelehrten, politisch-moralischen Denker und Friedensstifter Fritz Stern mit der Würde eines Dr. phil. h. c. auszuzeichnen.“

In der Tat. Als „mutiger Gegenläufer in der Masse der Mitläufer“, wie es ein Geschichtsstudent in seiner Bachelor-Arbeit passend schrieb, waren Ossietzky und seine eloquenten Mitstreiter in der „Weltbühne“ in dunkler Zeit Paradevertreter einer kritischen Öffentlichkeit. Mit seiner spitz geschliffenen Feder verteidigte er die Idee der Republik. Er übernahm trotz existenzbedrohenden Gegenwinds Verantwortung für die Gesellschaft, beobachtete mit Sorge, wie er schrieb, dass „die Freiheit“ auf Erden nur „Gast“ und dazu ein zunehmend seltener wurde. Er warnte eindringlich und handelte couragiert.

Dieses Sich-Einmischen und Sich-Einbringen ist auch ein Wert, den wir an unsere Studierenden weitergeben wollen. Es geht darum, originelle Kreativität und kritisches Denken zu beflügeln, sensibel zu machen für Fehlentwicklungen und sich abzeichnende Irrtümer, zu befähigen zur Auseinandersetzung und Reflexion mit sich selbst und dem Gegenüber.

Fritz Stern hat sich in seiner Autobiografie „Five Germanys I have known“ selbst als „engaged observer“ bezeichnet. Und in der Tat zeichnet den begnadeten Historiker, der in seinen Publikationen fundierte Forschung, analytischen Scharfsinn und literarischen Stil glücklich zu vereinen versteht, genau dies aus. Sein

Werk, entstanden eben nicht in der Abgeschlossenheit der Gelehrtenstube, sondern in den Hörsälen und Seminarräumen im lebhaften Austausch mit seinen Studierenden konzipiert, spricht eine klare Sprache. Eine allen verständliche Sprache. Das ist ihm wichtig. Die eigenen Erkenntnisse und Erfahrungen nicht im Elfenbeinturm der Fachkollegenschaft zu belassen, sondern in die Gesellschaft zu tragen und mit ihr darüber in den Dialog zu treten. Gemeinsam Fragen zu entwickeln und sich diesen Fragen gemeinsam zu stellen. Für ihn blickt der Historiker nicht nur zurück, sondern bringt sein Wissen ein in die Herausforderungen des Heute und des Morgen.

Dieser politischen Verantwortung hat er sich immer gestellt, diese politische Verantwortung hat er immer wieder unter Beweis gestellt: Als emphatischer Brückenbauer zwischen den USA, Polen und dem Nachkriegsdeutschland aber auch als hochschulpolitisch engagierter Dekan in turbulenten Zeiten. Als 1968 an der Columbia, seinem „geistigen Zentrum“, wie sein langjähriger Weggefährte Ralph Dahrendorf es formuliert hat, die Wogen hochschlugen, machte Fritz Stern sich einerseits stark für die Reformbestrebungen. Zeigte sich andererseits aber auch als vehementer Verfechter gegen die gewaltsamen Ausschreitungen, in denen er nicht nur die Gefahr für die akademische Freiheit, sondern auch Gefährdungen der Gesamtgesellschaft erkannte. Er suchte einmal mehr die Öffentlichkeit, indem er ganzseitig in der New York Times in dem programmatischen Aufruf „The University as a Sanctuary of Academic Freedom“ mit 800 Unterschriften von Universitätsangehörigen auf den ureigenen Auftrag der Universität verwies und die Gewaltexzesse anprangerte.

Nicht nur die Ereignisse an seiner Universität im Jahr 1968 machten ihm zu schaffen. Die Ermordung Robert Kennedys und Martin Luther Kings ebenso wie der blutig zerschlagene Prager Frühling trieben ihm, wie er selbst schreibt, Tränen der Empörung in die Augen. Sein Blick, dies gilt für Leben und Werk, war und ist stets nicht nur auf die eigene kleine Welt, sondern immer auf die Weltgesellschaft gerichtet und voll der Sorge um ihr Wohl.

Doch nicht nur die Werteverwandtschaft zu unserem Namenspaten, auch das Profil seiner Forschungen hat unsere Universität im Allgemeinen und die Fakultät IV im Besonderen dazu bewo-

gen, Fritz Stern zum Ehrendoktor zu küren. Schon im Zuge des Namensstreits hat sich an unserer Hochschule eine Forschung rund um Carl von Ossietzky entwickelt. Mit der Berufung von Antonia Grunenberg kam das Hannah-Arendt Zentrum dazu, ergänzt durch Forschungen zu Theodor W. Adorno des Kollegen Johann Kreuzer und anderen. Zentral waren darüber hinaus von Beginn an immer die Forschungs- und Lehraktivitäten rund um Karl Jaspers. Seit wenigen Jahren beheimaten wir hier in Oldenburg die Bibliothek des hier geborenen und aufgewachsenen Philosophen, Arztes, Psychologen und politischen Publizisten. Vor einigen Monaten fand dieser Schatz eine angemessene Heimstatt in einer eigenen Villa. Das Jaspers-Haus, das wir kürzlich feierlich eröffnen durften, soll Forum werden für internationale Forschungsaktivitäten zu Jaspers und seinen Weg- und Denkgefährten. Begleitet werden soll dies von der vor Kurzem ins Leben gerufenen Karl-Jaspers-Gesellschaft. Unsere Vision ist es, die bereits laufenden Forschungen zur Ideengeschichte des frühen 20. Jahrhunderts weiter zu bündeln und gegenseitig fruchtbar zu machen. Es geht uns darum, die Ideengeschichte neu zu entdecken und mit innovativen Impulsen zu versehen. Dass dieses Ziel die Aufmerksamkeit auf Fritz Stern als den Vertreter der „*intellectual history*“ lenkte, liegt nahe. Für die Universität Oldenburg birgt dieser Fokus die große Chance, die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften weiter zu stärken, zu profilieren und grenzüberschreitend noch sichtbarer zu machen.

Die Philosophen und politischen Denker, die dabei im Zentrum stehen, haben stets in ihren Werken die Nähe zwischen der eigenen Vita und dem Fokus ihrer wissenschaftlichen Fragen betont. Wonach sie forschten, welche Fragen ihnen auf der Seele brannten, ist untrennbar mit ihren Biografien verbunden, diese prägten auch die Fixsterne an ihrem Wertehimmel. Dies gilt auch für Fritz Stern.

Ganz essenziell für alle: Zum einen die Freiheit, zum anderen die Freundschaft: Die eine, weil man sie ständig bedroht sah, die andere, weil sie nach der verlorenen Heimat Rückhalt und Geborgenheit bot. „*The fragility of freedom is the simplest and deepest lesson of my life and work*“, schreibt Fritz Stern in seinen Erinnerungen. Diese Erkenntnis vom fragilen Wert der Frei-

heit machte ihn zu einem Liberalen durch und durch. Machte ihn wachsam gegenüber anti-liberalen Tendenzen. Als Historiker sind ihm die unzähligen Folgen des Freiheitsverlustes in der Geschichte sehr bewusst und, selbst betroffen, entwickelte er früh gleichsam seismografisches Gespür für erste Anzeichen der Freiheitsbeschneidung. Ähnlich wie Karl Jaspers, der es in seiner Abhandlung vom Ursprung und Ziel der Geschichte wie folgt formulierte: „Die Freiheit ist immer in der Defensive und daher in Gefahr. Wo die Gefahr in einer Bevölkerung nicht mehr gespürt wird, ist die Freiheit fast schon verloren.“ Wie so viele, die Zeiten größter Unfreiheit erleben mussten, wurde auch Fritz Stern ein emphatischer Freiheitsverfechter. Und er erkannte die Notwendigkeit, neben der eigenen auch immer die Freiheit der Anderen zu sehen und zu verteidigen.

Freiheitskämpfer auf der einen, Freundschaftskünstler auf der anderen Seite. Auch die Pflege weltweiter Freundschaften, für die Fritz Stern bekannt ist, hängt ganz eng mit seiner eigenen Geschichte zusammen. In seiner Autobiografie nehmen diese Freunde und Freundinnen einen großen Raum ein. Diese regelmäßig zu treffen, selbst wenn dafür hunderte von Kilometern überwunden werden mussten, ist für ihn wesentlicher Teil des Lebenskonzepts, gleichermaßen unverzichtbar für den intellektuellen Austausch wie für den emotionalen Rückhalt. „Every loss diminishes one`s own life – and somehow redoubles one`s responsibility“, beschreibt Fritz Stern in seinen Erinnerungen den schmerzlichen Einschnitt von Verlusten.

Aber auch den großen Einschnitt, wenn neue Freunde hinzukamen. „It was in Princeton that I came to know well some wonderful Europeans: Jürgen Kocka and his wife, who came from Breslau. I already knew the astoundingly prolific Hans-Ulrich Wehler“, schreibt Stern dazu in seinen Memoiren und zieht das schöne Fazit: „With all these ties and my native inclinations, Europe was gradually becoming a second home.“

Was läge da näher, als einen dieser „wundervollen Europäer“ an diesem Ehrentag für Sie, lieber Fritz Stern, um die Laudatio zu bitten: Jürgen Kocka. Auch er ein Wahlverwandter, auch er ein Freund. Wir freuen uns ungemein, lieber Jürgen, dass wir Dich dafür gewinnen konnten. Fritz Stern und Jürgen Kocka verbind-

det eine lange Freundschaft. Beide vereint das Anliegen, Geschichte als Aufklärung zu verstehen und zu leben, aber auch als „public intellectuals“, als engagierte Zeitgenossen sich immer wieder öffentlich zu Wort zu melden. Beide sind ausgezeichnet international vernetzt sowohl wissenschaftlich als auch persönlich „global Historians“ im besten Sinn. Brückenbauer, die so wichtig sind für unsere globale Welt.

Unsere Studierende auf diese globale Welt, die Herausforderungen und Chancen zugleich bietet, bestmöglich vorzubereiten, sehen wir als Schlüsselaufgabe unserer Universität. Vorbilder wie Sie, lieber Fritz Stern, sind für diese Aufgabe ein wertvolles Fundament. Mit ihrer Lebenserfahrung bieten Sie Impulse und Ankerpunkte, machen Sie Mut für neue Wege und kritischen Austausch, für ein Vor- aber auch Querdenken. Dies gehört zur Tradition unserer Carl von Ossietzky Universität, die mit dem heutigen Tag sich glücklich schätzen darf, Teil ihres „European second home“, Teil ihres Freundeskreises zu sein.

Heute, an ihrem Ehrentag, wünschen Ihnen alle alten und neuen Freunde ganz baldige Genesung! Wir gratulieren Ihnen zur Ehrendoktorwürde und werden Sie im Anschluss weiter gebührend feiern. Im nächsten Jahr feiert unsere und jetzt auch Ihre Universität ihren 40. Geburtstag. Das ganze Jahr hindurch. Also, lieber Fritz Stern, viele, viele Gelegenheiten, gemeinsam zu feiern. Sie sind herzlich eingeladen! Jederzeit! Bis dahin: Alles Gute und herzlichen Dank!

JÜRGEN KOCKA*Laudatio*

Guten Tag, meine sehr verehrten Damen und Herren,
Frau Vizepräsidentin, Frau Dekanin,
und ein besonderer Gruß nach New York, an die Hauptperson
des heutigen Abends, die leider nicht bei uns sein kann.

Zwischen dem Werk bedeutender Historiker und ihrem Lebensweg bestehen häufig die engsten Verbindungen.

Der Nordfranzose Fernand Braudel unterrichtete in den 1920er Jahren als Lehrer im damals französisch beherrschten Algerien. Dort bereiste er die Küsten und gewann die Erfahrungen, die ihn zum großen Historiker der Mittelmeer-Welt werden ließen. Sein Mittelmeer-Buch schrieb er größtenteils in deutscher Kriegsgefangenschaft, methodisch wurde es dadurch beeinflusst. Der teilweise in Deutschland erzogene, britische Historiker Eric Hobsbawm hat beschrieben, wie sein historiografisches Werk, u. a. seine mehrbändige Weltgeschichte der Moderne, mit seiner politischen Biografie zusammenhing. Er hatte als Teenager den Zusammenbruch der Weimarer Republik in Berlin erlebt und sich danach den Kommunisten angeschlossen. Seine lebenslang vertretenen marxistischen Überzeugungen resultierten aus diesem Abschnitt seiner Biografie, sie haben sein Werk zutiefst geprägt, ja, erst ermöglicht.

Mehr als bei Physikern, Ökonomen oder Technikwissenschaftlern dürfte es bei Historikern so sein, dass lebensgeschichtliche Prägungen und professionelle Leistungen einander bedingen. Trotz aller Verwissenschaftlichung ist Geschichte als Beruf aufs engste mit den Lebenserfahrungen derer verknüpft, die diesen Beruf betreiben. Gerade an den bedeutendsten Historikern lässt sich das zeigen, so auch an Fritz Stern.

Es ist vielen von Ihnen bekannt: Fritz Stern wurde 1926 in Breslau geboren, in einer alt eingesessenen, von der Herkunft her jüdischen Bürgerfamilie. 1938, wenige Wochen vor dem nationalsozialistischen Novemberpogrom, der die bereits weit fortgeschrittene Verfolgung der Juden in Deutschland weiter radikalisierte, entkam die Familie in die USA. Den 12-Jährigen prägte das tief. Die Auseinandersetzung mit dieser Erfahrung half mit, ihn politisch bewusst zu machen, und die bohrende Frage nach dem Warum, nach den Ursachen dieser deutschen Katastrophe trug dazu bei, dass er sich entschloss, nicht Arzt oder Naturwissenschaftler zu werden (wie in seiner Familie üblich), sondern Historiker. Er studierte und lehrte Geschichte an der New Yorker Columbia Universität, vom College 1946 bis zur Emeritierung 1997.

Seine Dissertation behandelte den „Kulturpessimismus als politische Gefahr“, also das Unbehagen, die Zivilisationskritik und den Illiberalismus deutscher Intellektueller im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert als Teil einer „deutschen Ideologie“, die den Nationalsozialismus vorbereitet habe. Sein wohl bedeutendstes Werk „Gold und Eisen“, untersuchte das Verhältnis zwischen Bismarck und seinem Bankier Bleichröder, wobei es dem alltäglichen Antisemitismus in der deutschen Oberschicht und den inneren Verwerfungen des Kaiserreichs große Aufmerksamkeit widmete. Und auch viele der Aufsätze Sterns kreisten um kulturgeschichtliche Traditionen, die miterklären, warum es später zu „1933“ kam, zum Absturz des ersten deutschen Demokratieversuchs in die nationalsozialistische Diktatur und schließlich in die Barbarei.

Der junge Fritz Stern stand allem Deutschen mit Distanz und Abneigung gegenüber, rückblickend sprach er von seinem Hass. Doch später revidierte er sich, vor allem seit 1954, als er in Kontakt mit der Tradition des deutschen Widerstands gegen Hitler kam: auf einer Gedenkveranstaltung zum zehnjährigen Jahrestag des Attentatsversuchs vom 20. Juli, im Berliner Bendler-Block, wo Stauffenberg und andere Widerständler hingerichtet worden waren und jetzt ihre Familienangehörigen und Freunde ihrer gedachten. Seitdem besuchte er Deutschland regelmäßig. Er arbeitete in deutschen Archiven, veröffentlichte auf Deutsch,

wirkte als Gastprofessor an deutschen Universitäten wie Konstanz, München, Mainz und Jena, schloss Freundschaft mit deutschen Intellektuellen und Personen des öffentlichen Lebens wie Ralf Dahrendorf, Marion Gräfin Dönhoff und Helmut Schmidt.

Seine Themen änderten sich, sie wurden europäischer. Auch Ostmitteleuropa, besonders Polen, rückte spätestens in den 1970er Jahren verstärkt in seinen Gesichtskreis, insbesondere die dortige Dissidenz. Jetzt betonte Stern, dass „deutsche Geschichte nicht nur aus der Perspektive von 1945 allein beurteilt werden kann“. Selbstironisch hat er von seiner eigenen „Denazifizierung“ gesprochen, also von dem intellektuellen Prozess, in dem die Frage nach dem Nationalsozialismus zwar nie aufgegeben, aber für sein Denken weniger zentral wurde. Der Amerikaner Fritz Stern wurde zu einem der wichtigsten Beobachter der deutschen Entwicklungen und zum viel beachteten Kommentator der europäisch-amerikanischen Verhältnisse. Kritisch, aber auch mit zunehmender Zustimmung beobachtete er die geistig-politischen Entwicklungen in Deutschland – bis hin zur „friedlichen Revolution“ von 1989, die er als „den strahlendsten Moment in Europas dunkelstem Jahrhundert“ wertete. Deutschland, so formulierte er, „bekam das Glück der zweiten Chance. Eine zweite Chance, zur herausragenden Macht Europas zu werden – und diesmal, zum ersten Mal, in Frieden und Vernunft“. Wie souverän es Fritz Stern versteht, historische Einsicht für Analysen der Gegenwart zu benutzen – und umgekehrt –, zeigen zahlreiche Essays, Interviews und Gespräche – bis hin zu den Bänden, die Stern im Gespräch mit Helmut Schmidt und mit Joschka Fischer zeigen, erschienen im Verlag C. H. Beck (wie die meisten deutschsprachigen Bücher Fritz Sterns).

Sterns Werk ist in Deutschland mindestens so intensiv wie in den USA rezipiert worden. Über die „Zeit“ und andere Medien erreichte er hier auch die breite Öffentlichkeit. Seine Rede vor dem Bundestag am 17. Juni 1987 löste eine öffentliche Kontroverse aus, weil er den Aufstand vom 17. Juni 1953 vor allem als „Aufstand gegen Gewalt und Unmenschlichkeit“, nicht primär als Signal für eine Wiedervereinigung deutete. Stern wurde berühmt, ihm wurden große Ehrungen zuteil – so die Mitgliedschaft im Orden Pour le Mérite, der Friedenspreis des Deutschen Buch-

handels, der Deutsche Nationalpreis, der Preis für Verständigung und Toleranz des Jüdischen Museums in Berlin, übrigens auch die Ehrendoktorwürde der Universität Breslau, seiner Geburtsstadt, die so viele bedeutende Intellektuelle und Wissenschaftler hervorgebracht hat. Bei der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels hielt der polnische Außenminister Bronislaw Geremek die Laudatio, der auch dabei war, als Fritz Stern den Ehrendoktor der Viadrina in Frankfurt/Oder erhielt.

Man hat Fritz Stern immer wieder als „intellectual historian“ bezeichnet, und das ist nicht falsch. Aber sein Interesse gilt nicht den abstrakten Ideen und Ideengebäuden in der Abfolge über die Jahrhunderte von einem großen Autor zum nächsten. Sondern seine Forschungen beschäftigen sich mit Ideen, Mentalitäten und Geistesprodukten in ihrer Zeit, in ihrem Zusammenhang mit dem Leben der Menschen, die sie hervorbrachten, mit den Ideen in ihren kulturellen, sozialen und politischen Kontexten – konkret, anschaulich, lesbar, mit größter Sorgfalt und viel Sinn für literarischen Stil formuliert.

Dazu bedient sich Stern vor allem der Biografie, der Biografie einzelner Menschen in ihrem Lebenszusammenhang, den sie erleiden, gestalten, aber auch widerspiegeln, sodass es über die Rekonstruktion ihres Lebenslaufs möglich wird, etwas von den Strukturen und Prozessen, den sozialen Verhältnissen und politischen Trends zu erfassen, die ihre Gesellschaft, ihre Epoche prägten.

Sterns einflussreiche Dissertation über „Kulturpessimismus als politische Gefahr“ ist im Kern eine Triple-Biografie dreier rechtsgerichteter Intellektueller mit großer Resonanz im gebildeten Publikum: Paul Lagarde, der antisemitisch-imperialistische Kulturphilosoph des frühen Kaiserreichs, Julius Langbehn, der mit „Rembrandt als Erzieher“ 1890 einen völkischen Bestseller vorlegte und Moeller van den Bruck, dessen Buch „Das Dritte Reich“ eine zentrale Schrift der „Konservativen Revolution“ der 1920er Jahre wurde und auch nach 1933 weit verbreitet blieb. In „Gold und Eisen“ behandelte Stern zwar auch die Beziehungsgeschichte zwischen Finanzwelt und Regierungspolitik im deutschen Kaiserreich, aber dies auf dem Weg der Doppel-Biografie des preußischen Staatsmanns Bismarck und seines jüdischen Banki-

ers Bleichröder, des „deutschen Rothschild“. Stern hat auch glänzende biografische Essays von maßgeblichen Wissenschaftlern, Intellektuellen und Politikern vorgelegt, etwa über Fritz Haber (seinen Breslauer Patenonkel), Ernst Reuter, Albert Einstein und Walter Rathenau, wobei es ihm, wie er gesagt hat, vor allem um die „Schnittstelle zwischen Öffentlichem und Privatem“ ging. In „Fünf Deutschland und ein Leben“ wandte er die biografische Methode auf die eigene Person an, sich erinnernd, jedoch mit wissenschaftlicher Akribie. Fünf Deutschland – die Weimarer Republik, die Nazi-Diktatur, die DDR, die BRD und, wie er sagte, die Berliner Republik – hat er erlebt, aber über einen wahren Schatz von Familienbriefen und aufgrund eigener Studien griff er auch ins Kaiserreich zurück. Auch das bisher letzte Buch, zusammen mit seiner Ehefrau, der Verlegerin Elisabeth Sifton geschrieben, ist eine Biografie, die bewegende Doppelbiografie des Theologen Dietrich Bonhoeffer und des Juristen Hans von Dohnanyi, die Hitler Widerstand leisteten und dafür mit dem Leben bezahlten – unter dem Titel „Keine gewöhnlichen Männer“ gerade erschienen.

Stern hat auch andere Formate genutzt, ich erinnere nur an seine „Varieties of History“, einen immer wieder neu aufgelegten Überblick über die westliche Geschichtsschreibung in der Moderne. Doch die dicht kontextualisierte Biografie ist Fritz Sterns bevorzugte Darstellungsform. Dagegen ist die historische Analyse von Strukturen und Prozessen ohne handelnde und erleidende, hoffende und enttäuschte, überlebende und untergehende Menschen seine Sache nicht. Aber er schreibt eine Form der Biografie, die zwar ihre Protagonisten nuanciert, facettenreich und, ja, kunstvoll charakterisiert, aber zugleich konsequent über sie hinausgreift und damit zur Geschichte der Zeit wird, in der sie lebten: die Biografie als Darstellung und als Sonde zugleich.

Der Biografische Zugriff erleichtert es Stern, die moralische Dimension der Geschichte ernst zu nehmen und in Worte zu kleiden. Stern verbirgt seine eigenen moralischen Wertungen nicht, er schreibt Geschichte engagiert, aus liberaldemokratischer Überzeugung und mit sozialem Sinn, er nimmt Stellung und zieht ausdrücklich Lehren aus der Geschichte. „Die Zerbrechlichkeit der Freiheit“, so schrieb er, „ist die einfachste und tiefste Leh-

re aus meinem Leben und meiner Arbeit.“ Immer wieder kreist seine Geschichtsschreibung um menschlichen Anstand und seine Verletzung, um die Tugenden des Alltags und ihr Versagen, um Freiheit, Verantwortung und ihre Wahrnehmung im öffentlichen Bereich. Dadurch gewinnt seine Geschichtsschreibung die eigentümlich anrührende und grundsätzliche Kraft, die sie auszeichnet. Stern ist ein Moralist, jedoch ohne jede Besserwisserei und ohne moralischen Zeigefinger, vielmehr subtil, bescheiden und bei aller Ernsthaftigkeit nicht ohne Ironie, vor allem auch Selbstironie. So schrieb er im Rückblick auf die mächtige Versuchung des Nationalsozialismus und seiner Propaganda, dass er selbst sich der dadurch erzeugten nationalen Aufbruchstimmung nicht hingeeben habe, jedoch „nicht aus Verdienst meinerseits, sondern weil ich vollblütiger Nichtarier bin, dem die Versuchung verboten war“.

Stern hat die öffentliche Verantwortung der Intellektuellen nicht nur angemahnt, sondern er nahm und nimmt sie auch tatkräftig wahr. Er ist öffentlichen Kontroversen nicht ausgewichen, so in seiner Kritik am amerikanischen Krieg in Vietnam und in einer selbst organisierten Publizitätskampagne in Verteidigung des Begriffs „liberal“, der in den 1980er Jahren in den Jahren in den USA unter Präsident Reagan zu einem Schimpfwort zu werden begann. Ich traf Fritz Stern das erste Mal auf dem Internationalen Historikertag 1975 in San Francisco, als er mit Kollegen eine öffentliche Intervention zugunsten der wissenschaftlichen Gedankenfreiheit in den Ostblockländern organisierte. Wie er deutsche Entwicklungen an den – starken, bedeutenden – Freiheits-traditionen seines Landes, der Vereinigten Staaten, misst, nutzt er seine Kenntnis der deutschen Geschichte und besonders der Weimarer Republik, um Tendenzen der amerikanischen Politik der letzten Jahrzehnte zu kritisieren, die er als Fehlentwicklungen begreift. In den 90er Jahren war er einflussreicher Berater des amerikanischen Botschafters in Deutschland. Die Gründung der American Academy in Berlin geht wohl auf seine Anregung zurück. 1989 gehörte er zu der Handvoll von Historikern, die von der britischen Premierministerin auf ihren Landsitz in Checkers eingeladen wurden, um sie über die Deutschen und ihr Land zu informieren, dessen Wiedervereinigung sich abzeichnete. Wie

seine Kollegen, versuchte Stern, Frau Thatcher zu überzeugen, dass man es mit einem neuen, anderen, besseren Deutschland zu tun habe, dessen Wiedervereinigung keine Gefahr darstellen werde – mit mäßigem Erfolg, wie wir wissen.

Deutschland hat sich durch die Verfolgung und Vertreibung seiner jüdischen Wissenschaftler und anderer Intellektueller in den 1930er Jahren unermesslichen Schaden zugefügt: ein Akt der geistigen, moralischen und kulturellen Selbstverstümmelung mit Langzeitfolgen bis heute. Umgekehrt haben diese Männer und Frauen der erzwungenen Emigration nach 1945 in der Regel segensreich auf Deutschland zurückgewirkt. In der Geschichtswissenschaft war ihr Einfluss beträchtlich, man denke an die erste Generation der Hans Rosenberg, Felix Gilbert, Hajo Holborn u. a. sowie an die „Zweite Generation“, zu der neben George Mosse, Peter Gay, Georg Iggers und vielen anderen eben auch Fritz Stern zu zählen ist.

Diese emigré scholars, first and second generation, haben begrifflich, thematisch und wissenschaftskulturell westliche Einflüsse auf die deutsche Geschichtswissenschaft vermittelt. Sie haben das Bild stark geprägt, das in den USA und England von der deutschen Geschichtswissenschaft und vom deutschen Geistesleben entstand. Sie haben mit ihren Fragen und Perspektiven, ihrer Kritik und ihrer Anerkennung insbesondere auf Historiker meiner Generation, aber auch auf die etwas älteren und etwas jüngeren eingewirkt – durch ihre Kritik an ehrwürdigen (und nicht so ehrwürdigen) Traditionen des Faches, wie durch ermutigende Anerkennung für manche Reformansätze und Neuaufbrüche, die nicht zuletzt durch ihre Hilfe gelungen sind. Sie trugen dazu bei, dass sich die westdeutsche Geschichtswissenschaft ähnlich wie die Bundesrepublik insgesamt nach dem Zweiten Weltkrieg weit zum Westen hin öffnete, anders als die deutsche Geschichtswissenschaft und die Weimarer Republik nach dem Ersten Weltkrieg. Sie haben sich um die deutsche Geschichtswissenschaft und um die Kultur der Bundesrepublik sehr verdient gemacht, keiner mehr und wirkungsvoller als Fritz Stern.

Ich grüße Fritz und Elisabeth in New York, in Freundschaft. Ich gratuliere zur neuen Ehre. Und ich gratuliere der Carl von Os-

sietzky Universität Oldenburg zu ihrem neuen Ehrendoktor. Die Dekanin, Frau Strübind, und die Vizepräsidentin, Frau Budde, haben in ihren Ansprachen vorhin keinen Zweifel daran gelassen, dass die Universität auf ihren Neuzugang mächtig stolz ist.

FRITZ STERN*Dankesrede zur Verleihung der Ehrendoktorwürde*

Sehr verehrte Frau Dekanin,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde,
meine Damen und Herren,

vorerst meinen tiefen Dank für diese Ehrenpromotion. Sie bedeutet mir sehr viel – gerade von Ihrer Universität. Und gleichzeitig mein großes Bedauern, dass ich mich dem ärztlichen Veto beugen musste und dass mir die Freude versagt ist, persönlich diese Stunde mit Ihnen zu verbringen.

Es war mir ungemein peinlich, die Großzügigkeit der Universität mit nichts als Schwierigkeiten beantworten zu müssen. Und ich bin besonders traurig, wenn ich an die Kollegen denke, die ich sehr schätze und inkommodiert habe. So möchte ich mich vorerst nochmal bei Frau Prof. Gunilla Budde, der Vizepräsidentin der Universität und Frau Prof. Andrea Strübind, der Dekanin der Fakultät für Human- und Gesellschaftswissenschaften, für all Ihre Mühe und Entgegenkommen bedanken. Mein Dank geht auch an Herrn Prof. Matthias Bormuth, der sich für diese Ehrenpromotion so freundlichst und wirksam eingesetzt hat. Besonders leid tut es mir, dass ich die sicher nicht leicht hergestellte Begründung für meine Ehrung von meinem Freund und hochgeschätzten Kollegen Jürgen Kocka nicht hören kann. Aber trotz allem, ich freue mich. Ich freue mich und danke Ihnen für die Anerkennung meiner Arbeit, die aber immer mit dem Werk und dem Denken von Freunden und Kollegen verbunden war.

Doch dies ist nicht die richtige Gelegenheit meine eigenen Zweifel und erwünschten Korrekturen zu beklagen.

Herkunft hat stets eine mir nicht immer bewusste Rolle gespielt. Ich wurde aus meiner Heimat – eine Heimat, die sich in meiner Kindheit zur Hölle entwickelte – vertrieben. Aber gerade diese Vertreibung hat mir viel gegeben, und die Geschichte unserer Zeit bestimmte einen großen Teil meiner Arbeit.

Das Drama der Geschichte hatte bereits den Siebenjährigen erfasst, und als ich mich dann später für das Geschichtsstudium entschied, war es wohl weder Zufall noch unabdingbar, dass ich mich der schwierigen Geschichte Deutschlands so einzigartig im Guten wie im Bösen widmen würde.

Die Geschichtsschreibung überhaupt und ihre Entwicklung faszinieren mich, und die Vertreibung in ein damals noch hoffnungsvolles Land war, trotz ihrer großer Schwierigkeiten, ein Glück. So konnte ich allmählich die deutschen Traditionen mit anglo-amerikanischen Innovationen verbinden.

Fragen an die deutsche Geschichte waren in der Nachkriegszeit unvermeidliche Themen. Wie konnte es dazu kommen, war die Frage, die so viele von uns, übrigens gerade auch englische Historiker bewegte.

Die Leidenschaft des Studiums hatte auch einen anderen Antrieb: das damalige Wort des großen deutschen Politikers Ernst Reuter, „Das Schicksal der Demokratie hängt an dem Glauben an die Geschichte“. – Es bedingte einen neuen Anfang. Für so lange war neuzeitliche, deutsche Geschichte ein Trümmerfeld von Unverständnis, von Vorurteilen aller Art, von Vereinfachung und gewollter Lüge.

Eine spätere Generation mag registrieren, wie viel von Historikern und Historikerinnen in den letzten fünfzig Jahren in verschiedenen Ländern geleistet wurde, um das, was geschehen ist, etwas besser zu verstehen und zumindest in meinem Fall von dem versagenden Deutschland zu lernen.

Ich habe bereits erwähnt, dass ich schon als Kind unvermeidlich in die Ereignisse verwickelt war. Der Name Carl von Ossietzky war mir von Kindheit an bekannt. Ich erinnere mich auch an den Moment, den Tag, wohl im Jahre 1933, als die Eltern aus Vorsicht Carl von Ossietzkys Bücher und die Exemplare seiner radikalen

Zeitschrift „Die Weltbühne“ in die zweite, etwas verdeckte Reihe gestellt haben, damit sie bei einer Hausdurchsuchung nicht weiter auffallen würden. Bei den vielen späteren Auslandsreisen der damaligen Zeit griff mein Vater sofort nach den unzensurierten Schriften und teilte die neuen Nachrichten mit mir.

Eine kurze Nebenbemerkung: Erstaunlich eigentlich, was das Kind von dem braunen Brüllen und den angsterfüllten Freunden mitbekommen hat – auf Kosten einer wirklichen Bildung oder eines normalen Aufwachsens.

An das Martyrium Carl von Ossietzkys kann ich mich genau erinnern. Auch an das Bild des Gefangenen gegenüber dem brutalen Wächter. Und jetzt, dank Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, durfte ich mich erneut damit befassen: Wie relevant war er für die damalige Geschichte, aber in gewissem Sinne auch für unsere Gegenwart. Was hat dieser einfache und bescheidene Mensch, übrigens kein Aristokrat, alles erkannt und in ungeschminkter Bosheit reflektiert.

Bereits im April 1914 schrieb er, dass es den Deutschen, die sich in ihrer Mehrheit nicht als Staatsbürger sondern als Untertanen fühlten, eingeredet werden solle, dass ihr Land von einer Welt giftiger Feinde umringt sei, die selbst im Frieden innerhalb unserer Grenzen eine ständige Hetze und Unterminierung betreiben.

Ossietzky hasste den Militarismus, die politische Unmündigkeit der Menschen bereits vor dem Ausbruch des Krieges; nach dem Krieg wurde er führender Pazifist, war aber auch immer wieder Kämpfer für die soziale Gerechtigkeit. Auf seine Art war er mit dem großen Sozialisten Jean Jaurès verwandt.

Sein Pazifismus, von ihm als wirklicher Patriotismus verstanden, führte zu den großen aufklärerischen Anklagen gegen das eigene Land. Er hat deutsche Aufrüstung schon in Weimar bloßgestellt. Bei ihm gab es kein Schweigen über die schwarze Reichswehr, über den Zusammenhalt zwischen roter Armee und deutschem Militarismus, besonders auf dem Gebiet eines zukünftigen Luftkrieges. Er war bereits in Weimar als Verräter verurteilt worden und er ging ins Gefängnis, obwohl er viele Möglichkeiten der Flucht hatte – man hatte ihm sogar seinen

Pass gelassen. Er wurde kurz vor der Machtübertragung an die Nationalsozialisten freigelassen. Nach dem 30. Januar 1933 wurde er von Freunden gewarnt. Er blieb bei seiner Arbeit und wurde in der Nacht des Reichstagsbrands verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt. Während seines Martyriums kam es zu einer großen internationalen Zusammenarbeit, an der auch Thomas Mann und Albert Einstein teilnahmen, mit dem Resultat, dass er 1936 mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet wurde. Ein herausragendes Beispiel für den Einsatz für die Menschenrechte. Willi Brandt, der bei der Kampagne für Ossietzky eine wichtige Rolle gespielt hatte, war später der erste Deutsche, dem nach Ossietzky dieser Preis verliehen wurde.

Im Abschluss über Ossietzky möchte ich Klaus von Dohnanyi, erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg von 1981 bis 1988, zitieren, der 1989 schrieb: „Man muss Ossietzky nicht zustimmen, damals oder heute, aber Respekt für Aufrichtigkeit und Mut sollte jeder Demokrat Ossietzky zollen.“

Nun nur noch ein Wort über uns Historiker: Auch wir leben in der Welt der Ungewissheit. Dunkel mag die Zukunft des Buches sein, aber unsere Aufgaben sind umso klarer und wichtiger: weiter schreiben und forschen und schreiben und zwar in klarer Sprache, denn was wir zu sagen haben, sollte wichtig sein für ein demokratisches Publikum.

Ihre Universität ist im Aufbruch gegründet worden in den Jahren, als die damalige Devise „Mehr Demokratie wagen“ umstritten aber anerkannt war. Wie klingt das in der jetzigen polarisierenden Zeit? Wie klingt das in meinem eigenen Lande?

Heute, wo unsere Welt mit so vielen ineinandergreifenden Herausforderungen konfrontiert wird, hört man die alten Stimmen, die die Lösungen der wirklichen Komplexität der Dinge auf ideologische Dogmen reduzieren möchten. So viel steht auf dem Spiel, wir stehen vor neuen schweren Prüfungen. Die Versuchungen autoritärer Führung können erneut Resonanz finden. Die Genesung meines eigenen Landes, mag Vorbedingung für das weitere Bestehen demokratischer Freiheit sein.

Universitäten sollten die politische Mündigkeit der Bürger fördern, auf rationalem Diskurs bestehen, sollten uns alle erinnern, dass Demokratie und freies Leben auch persönlichen Anstand brauchen.

Ich wünsche der Carl von Ossietzky Universität in Oldenburg den Geist und die Kraft, das schon Erreichte zu bewahren und in Selbstbestimmung und Freiheit weiterhin soziale Gerechtigkeit zu verteidigen und zu erweitern. Die deutsche Vergangenheit lehrt uns die Kosten des Versagens.

Ich danke Ihnen.

PROF. DR. H. C. MULT. FRITZ STERN

Lebenslauf

Besuch des Maria-Magdalenen-Gymnasiums in Breslau.

September 1938 Flucht vor Nazi-Terror und Auswanderung in die USA.

Studium an der Columbia University in New York City, wo er 1946 seinen Bachelor- und 1948 den Master-Abschluss machte.

1953 Promotion an der Columbia University mit der Arbeit „Kulturpessimismus als politische Gefahr“, eine Auseinandersetzung mit Vorläufern des Nationalsozialismus anhand kulturpessimistischer Literatur.

Nach 1953 zunächst Tätigkeit als Assistant Professor, seit 1963 ordentlicher Professor, 1967 Seth-Low-Professor an der Columbia University bis zur Emeritierung 1997.

Gastprofessuren und Tätigkeit am renommierten Institute for Advanced Study in Princeton 1969/70

In Deutschland seit 1954 mehrere Gastprofessuren an der Freien Universität Berlin

1987 hält Fritz Stern als erster ausländischer Staatsbürger im Deutschen Bundestag die Festrede zum 17. Juni.

1993 Berater des amerikanischen Botschafters Richard Holbrooke in Bonn.

Im Sommersemester 2000 erster Inhaber der Johannes Gutenberg-Stiftungsprofessur an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz.

Im Sommersemester 2007 Gastprofessur am Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Auszeichnungen

1984: Dr.-Leopold-Lucas-Preis, zusammen mit Hans Jonas

1994: Pour le mérite für Wissenschaft und Künste

1999: Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (die Laudatio hielt der damalige polnische Außenminister Bronisław Geremek)

2002: Ehrendoktorwürde der Universität Breslau

2004: Leo-Baeck-Medaille

2005: Deutscher Nationalpreis

2006: Großes Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland mit Stern und Schulterband

2007: „Preis für Verständigung und Toleranz“ vom Jüdischen Museum Berlin

2008: Internationaler Brückepreis

2009: Marion Dönhoff Preis

2013: Erster Träger des Volkmar-und-Margret-Sanders-Preis als „Pionier des transatlantischen Ideenverkehrs“